©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

Wilfried Lipp

Spiegelbilder

I. Sichtweisen

Zu den klassischen Regeln wissenschaftlichen Arbeitens zählt die Objektivität von Befund und Analyse, frei von „subjektiven" Meinungen und wertenden (Vor-)Urteilen. Dieser idealtypischen Prämisse steht allerdings die Einsicht in die Realität der Standortgebundenheit und Parteilichkeit des Beobachters gegenüber, der Perspektiven immer nur aus seinem eigenen Zeit- und Befindlichkeitshorizont anlegen kann. Diese Erfahrung begleitet die Historiographie seit der Aufklärung und begründet die beständige Revision der Objektivität von Urteilen, sodass „die Geschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse" (J. W. v. Goethe).

Als Kriterien des Konfliktausgleichs zwischen objektiven Zielen und subjektiven Bedingungen der Beschreibung von Fakten und Ereignissen gelten die Vorzüge der weitestgehenden Zurücknahme der eigenen Person, die sozusagen im Gegenstand der Beobachtung gänzlich aufgehen oder zumindest ganz hinter diesen zurücktreten sollte. Dieser hehre Anspruch uneingeschränkter Objektivität und die damit verbundenen Nöte werden allerdings dann obsolet, wenn im Fokus der Betrachtung eine Person steht, die einem in vielerlei Hinsicht – in Absichten, Wollen und Wünschen, Enttäuschungen und Scheitern – nahesteht und zuweilen auch als alter ego das eigene Selbst berührt. In solchem Rahmen spiegeln sich Sympathien, befördert von gegenseitigen Impulsen, Anregungen und Bestätigungen – gestärkt aber auch im Trost über vergebliche Mühen. Kurz gesagt: Die folgende Skizze ist gewissermaßen ein Doppelportrait, in dessen Konturen Gemeinsames und Persönliches ineinander verschweben.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

II. Leidenschaften

„Nichts fürchtet der Schiffer so sehr als die Windstille" lautet eine aus der Antike überlieferte nautische Metapher und über den Unbill der Flaute hinaus meint das, dass es der Bewegung, des Antriebs bedarf um ein Ziel anzupeilen. Ansonsten würde alles still stehen und alles bliebe unerreichbar. Im Transfer der Metapher auf die Antriebe des Lebens figurieren anstelle der Winde die Leidenschaften. Die Leidenschaften bewegen, steuern, führen und verführen das Leben – sind Impuls und Verlockung zugleich. Neben der zentralen Triebkraft in Biologie und Evolution ist die Leidenschaft vor allem auch ein kulturelles Phänomen; wirkmächtig im Verfolg von Ideen und Idealen mit allen Gefahren ideologischer Korsettierung; unabdingbar in ökonomischen Belangen als Risikomotorik einer „Wer wagt gewinnt"-Maxime; gesellschaftlich subtil eingesetzt im Ranking um den Erwerb von kulturellem Kapital in Stellung und Beruf.

Auf welchen Feldern auch immer die spannkräftige Triebfeder Leidenschaft wirksam ist, bestimmend ist der Vorrang des Emotionalen vor dem Rationalen, der Vorrang des Gefühls in Hingabe, Neigung und Liebe versus das Kalkül nüchterner Abwägung. Den positiven Eigenschaften leidenschaftlichen Einsatzes, wie sie sich im Beflügeln von Leistung und Kreativität manifestieren, stehen die Schattenseiten gegenüber. Leidenschaften machen zuweilen auch blind, riskieren Realitätsverlust und verfallen am Ende der Sucht nach dem Uneinholbaren.

In den mannigfachen Zirkeln der Kultur rotieren – nicht selten geradezu ekstatisch – die Leidenschaften für Musik, Literatur, Theater, Oper, Film, Sport, Kunst, Architektur, Geschichte, Technik, Mode und so vieles mehr. Diese häufig auch von einem zum anderen Bereich flanierenden Interessen gewinnen an Beständigkeit und Intensität dadurch, dass sie geistig durch vertiefte Kenntnis, praktisch durch die Ausrichtung auf Ziele, wie etwa Ziele des Bewahrens, verankert werden. Damit – nun endlich – schwenkt die Hommage auf die herausragende, lebensleitende Eigenschaft des Jubilars: die „Leidenschaft des Bewahrens".

Es gibt einen weiten Radius des Bewahrens, institutionell verfestigt in Museum, Archiv und Denkmalpflege, individuell besetzt durch Sammler, in den Peripherien repräsentiert in den Stätten der Sprach-, Musik- und Darstellungstraditionen und – hoffentlich – auch den Schulen und Bildungseinrichtungen. Jedes dieser Felder hat seine eigenen Traditionen und Muster und umfasst in der Regel materielle, mobile Gegenstände ebenso wie immaterielles Gut. Georg Spiegelfeld aber ist – ganz und gar außergewöhnlich – ein Sammler, Instandsetzer, Reparateur, Konservator, Nutzer, Vermittler, Revitalisator von *immobilem Kulturgut*, von Schlössern, Burgen, Stadtpalais, Bürgerhäusern, Industrie- und Technikkultur, bäuerlicher Architektur, Kapellen, Gärten, ... insgesamt rund 60 Objekte im Konzentrat einer

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

bewahrungsleidenschaftlichen Lebensspanne[1]: eine spätkulturelle Metamorphose urmenschlichen Jäger- und Sammlertums.

Was treibt zu derartigen Anstrengungen, die in aller Regel ja gerade nicht als rauschender Gewinn in den Bilanzen lohnen? Das Tableau der Antworten wird bestückt aus den Gedächtnissplittern der vergangenen Jahrzehnte – ein petit bouquet gegenseitiger Anregungen und Erörterungen.

III. Verlust – Rettung

Die Geschichte der Moderne ist eine Geschichte der Verlusterfahrungen. Denn wo als leitende Prinzipien Veränderung und Fortschritt gelten, in der beschleunigten Spur eines immer wieder neuen „perfectibilité"-Strebens nach Verbesserung, da werden Traditionen aufgelöst, Bestände geopfert, Gewissheiten und Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt und Konventionen aufgeknotet. Zu den Verlaufsfiguren von Entwicklungen aber zählt, dass es zu den Hauptströmungen immer auch Unter- und Gegenströmungen gibt, Widerstände und Beharrungsbestrebungen. So werden die Verlusterfahrungen der Moderne kompensiert durch Strategien des Bewahrens und Rettens. Schutz ist immer auch eine Antwort auf Gefährdung und das bedeutet, dass Schutzbedürfnisse gerade in Zeiten eskalierender Gefährdung besonders virulent werden. Auf dem Gebiet des baukulturellen Erbes kulminierten diese Bewahrungsemotionen zuletzt 1975 in den Initiativen zum europäischen Denkmalschutzjahr, eben weil diese Zeit gewaltige Schneisen in die Restbestände des architektonischen Erbes schlug (Stichwort: Verkehr, Stadtentwicklung, Assanierung, Modernisierung etc.). Nach 1989, dem Jahr der „Wende" und deutschen Wiedervereinigung nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Blockstaaten, brandeten noch manch restaurative Wogen mit den die Gemüter erregenden Schaumkronen der Rekonstruktion auf, aber im Mainstream der Entwicklung blieben diese doch nur Wellenspiel. „Investoren haben Vorfahrt" lautete alsbald die Maxime, die auch den Wert des kulturellen Erbes im Wesentlichen am Potenzial ökonomischen Nutzens maß. Strategien der touristischen Inszenierung, der „Disneyfication" des Erbes, der Adaptierung von historischen Allusionen als Kulissen für die Bedürfnisse einer als Erlebnis- und Spaßgesellschaft etikettierten sozialen Realität waren die Folge.

Es ist wichtig, sich dieses Szenario, das Hintergrund und Movens zu Georg Spiegelfelds Bewahrungsleidenschaft bildete, in Erinnerung zu rufen. In Oberösterreich fegte in und ab den 70erJahren des vorigen Jahrhunderts ein orkanartiger Modernitätsschub übers Land, der besonders auch jene Kategorien des Erbes

1 Vgl. Georg Spiegelfeld-Schneeburg, Lustvolles Scheitern, Schlüßlberg 2017.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

betraf, die noch gar nicht im gesellschaftlichen Bewusstsein der Denkmalwertigkeit angekommen und daher nur marginal vom ohnedies außerordentlich löchrigen Schutzmantel des Denkmalrechts erfasst waren: Architektur des 19. Jahrhunderts, Ensemble, Kulturlandschaft, technik- und industriegeschichtliche Denkmale, bäuerliche Architektur, Klein- und Flurdenkmale u. v. a. m. Aber auch die großen Denkmale, Burgen, Schlösser, Stifte, Kirchen, öffentliche Gebäude wie Rathäuser, Schulen etc. waren häufig Opfer einer gravierenden Nutzungskrise, waren als zu groß, zu klein, ungeeignet, unfinanzierbar abqualifiziert – waren, kurz gesagt, aus der Zeit gefallen.

Unter den Schlagworten der Revitalisierung und zeitgemäßen Adaptierung zogen nun Bauhaus, Loos, Gropius, Mies van der Rohe und andere – freilich im mittlerweile depravierten Formenvokabular des Spätfunktionalismus in die Gemäuer historischer Architektur ein – eine Tradition, die bis heute in postmodernem Designlifting anhält und zumeist ästhetische Verwerfungen und substanzielle Verluste hinterlässt.

Verlusterfahrungen und Rettungsbemühungen stehen einander in aller Regel in ungleichen Gewichten gegenüber. Retten ist daher häufig ein verzweifeltes Bemühen. Klassisch hat dieser Verzweiflung schon Ruskin – einer der Heroen der Denkmalpflege im 19. Jahrhundert – Ausdruck gegeben als er 1845 über die Zustände im damals österreichischen Venedig klagt: „All die Wandlungen zum Schlechten, die ich jemals in einer bestimmten Zeitspanne beobachten konnte, werden von der Entwicklung Venedigs übertroffen. Das grenzt an Vernichtung". Den Hintergrund für dieses düstere Urteil bildete ein Faktum, das verblüffend der Situation unseres eigenen Erfahrungszeitraumes entspricht. Man reparierte bzw. ersetzte Mitte des 19. Jahrhunderts zwar die wesentlichen Brücken Venedigs und sanierte die Hauptkanäle, dahinter aber dämmerten zwei Drittel der Häuser im Leerstand und verfielen. Die Parallele zur Gegenwart ist, dass es auch heute eine eklatante Schere zwischen der Erhaltung repräsentativer Images und Icons und der Vernachlässigung der breiten Vielfalt des kulturellen und architektonischen Erbes gibt (Stichwort: Ensemble), dass aber selbst herausragende Ikonen des baukulturellen Erbes nicht verschont bleiben. 1845 verzweifelt Ruskin darüber, dass die berühmte Casa d'Oro vor seinen Augen demoliert wurde, während er versuchte, sie in einem Aquarell zu dokumentieren. 2016 verzweifeln die Retter an der vor ihren Augen inszenierten Demolierung der Eisenbahnbrücke in Linz.

Die Statistik der Verluste des baukulturellen Erbes in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere aber deren Potenzierung seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts ist noch nicht geschrieben: ein verdrängtes Desiderat kultureller Vergangenheitsbewältigung. Für Wien hat die beachtliche Dokumentation über

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

die Stadtbildverluste[2] die Augen der politischen Blindheit in diesen Dingen nicht geöffnet, in Linz sind die Spuren der Aufklärungsversuche auf diesem Gebiet längst verblasst.[3] Für Oberösterreich ist das beste Beispiel einer Verlustdokumentation wohl die Kunsttopographie des Gerichtsbezirkes Wels.[4] Begonnen 1939/46, Neustart 1972, abgeschlossen 2009 ist es auf mehr als 1000 Seiten über weite Strecken der Nachruf auf Monumenta deperdita. In diesem Trauma bewusster und unbewusster, kultureller und damit identifikativer Verlusterfahrungen entwickelte sich bei Georg Spiegelfeld wohl das Rettersyndrom, früh erweckt durch die Erfahrung der drohenden Substanzgefährdung des elterlichen Schlosses Schlüßlberg.

IV. Schönheit

Die Leidenschaft des Bewahrens wird in aller Regel getragen von einer hohen Sensibilität für die Schönheit der Dinge denen die Zuwendung gilt. Wer – wie Georg Spiegelfeld – seine ästhetischen Erfahrungen sowohl als umsichtiger Connaisseur der bildenden Künste als auch auf dem vielgestaltigen Gebiet der historischen Immobilien gemacht hat, hat nicht nur einen Reichtum ästhetischer Kenntnis und Kennerschaft erworben, sondern aus diesem Wissen und den damit verbundenen Empfindungen heraus auch sein Rettungs-Charisma befördert. Am Anfang einer meist folgenschweren Objektbeziehung stand daher oftmals die Bewunderung der ästhetischen Ausstrahlung, ganz unabhängig von den ökonomisch maßgeblichen Bewertungsfaktoren der Immobilie. „Mein Gott, ist das nicht schön!?" – dieser Ausrufung folgte häufig eine Kose-Diminutiv-Bezeichnung der Liegenschaftsliebe, z. B. Paletscherl (für Palais), Schlössl (für Schloss), Häusl (für stattliches Bürgerhaus)... Dies war (und ist) immer eine Art Adoptionsformel für das rettungsbedürftige Fund- und Erbstück. Abgesehen von dem liebenswürdigen, mitunter schalkhaften Charme, der aus derartigen Ritualen spricht, trifft die Schilderung ein wichtiges Moment in der Wechselwirkung von Verlust und Rettung unter der leitenden Empfindung des Bewusstwerdens der ästhetischen Dimension der Dinge. Angesprochen ist dabei der Umstand, dass das Innewerden eines vergangenen und vergehenden Schönen immer ein Wiederentdecken ist, eine rekreative

2 Dieter Klein – Martin Kupf – Robert Schediwy, Stadtbildverluste Wien: ein Rückblick auf fünf Jahrzehnte, Münster 2005.

3 Vgl. Österreichische Kunsttopographie Band LV. Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz; dritter Teil (bearbeitet von Herfried Thaler, Bernhard Prokisch, Ulrike Steiner, Theodor Brückler, Helmut Lackner, Gerhard Stadler, Anneliese Schweiger, Georg Wacha, Andreas Lehne), Horn 1999, Einleitung (E 13 ff) (Wilfried L. Lipp).

4 Österreichische Kunsttopographie Band LVIII. Gerichtsbezirk Wels (bearbeitet von Margareta Vyoral-Tschapka), Horn 2009.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

Leistung, die dem Wunsch nach Rettung dieses Schönen Auf- und Antrieb verleiht. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an ein Schlüsselerlebnis in meiner Tätigkeit als praktischer Denkmalpfleger. Der Eigentümer, dem ich die ästhetischen und sonstigen Qualitäten seines wohlproportionierten biedermeierlichen Hauses näher bringen wollte, fragte mich ungläubig: „Was soll denn daran schön sein?" Die spontane Frage bewies, dass der Faktor Schönheit zwar zu allen Zeiten eine Rolle spielt, dass aber die Akzeptanz der vergangenen Schönheit historischer Architektur ein herausfordernder Akt der schöpferischen Wiederaneignung ist, der umso schwerer zu leisten ist, je schneller das Räderwerk des Zeitgeistes und seiner Moden sich dreht.

Dieser Befund provoziert die Frage, ob die Empfindung des Schönen (bloß) eine Variable der Zeit ist, oder (bloß) eine subjektive Empfindung des Individuums nach der Relativitätsformel „Das Schöne liegt im Auge des Betrachters". Oder ob das Schöne nicht auch Moleküle des Überzeitlichen in sich birgt, das uns sensitiv berührt – begrifflich nur unzureichend und abstrakt gefasst als Maß, Proportion, Angemessenheit, Form, Material- und Werkgerechtigkeit, als ästhetische Bereicherung von Natur und Mensch. Die Fragestellung macht jedenfalls die Diskrepanz deutlich, die sich auf der schwankenden Argumentationsbasis des Schönen gegenüber stehen. Im Zentrum der Unversöhnlichkeit steht der Konflikt um Regeln, Kanon und Normen auf der einen und uneingeschränkte „Gestaltungsfreiheit" auf der anderen Seite. Paradox dabei ist, dass gerade auch die Gestaltungsfreiheit normativ begründet wird und nun als Kontrast, als legitime Macht des Faktischen, als Ausdruck der Zeit, als Dekonstruktion etc. zum „Neuen Schönen" hochstilisiert wird. Die Leidenschaft des Bewahrens ist also wesentlich auch eine Leidenschaft um die Bewahrung und Rekreation des historisch Schönen und damit ein Kampf gegen die häufig als „Verhässlichung" wahrgenommene Perversion des „Neuen Schönen".

Durch seinen ästhetisch fundierten Umgang mit historischer Architektur wurde Georg Spiegelfeld – beispielgebend – zu einem vorbildlichen Praktiker und Kustos des Schönen. In einer ganz bestimmten Weise erscheint Georg Spiegelfeld darin als Nachfahre Adalbert Stifters und dessen Kunstphilosophie. Stifters „kindlichem Blick" auf die Dinge entsprechen Georg Spiegelfelds Kosenamen als „Verkindlichung" seiner „monumentalen Liebesbeziehungen". Stifters Sakralisierung des Künstlers als „Priester des Schönen" entspricht Spiegelfelds dienende Auffassung als Kustos und von der Stifterschen weihevollen Demut bleibt bei Georg Spiegelfeld die Pietät den Dingen gegenüber, eine Haltung die in der österreichischen Denkmalpflege-Tradition besonders auch Alois Riegl[5] und Max

5 Vgl. Alois RIEGL, Neue Strömungen in der Denkmalpflege (Mitteilungen der k. k. Centralkommission III, Folge IV), Wien 1905, Sp. 85–104.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

Dvořák[6] betonten. Stifter sammelte „bunte Steine" als Metaphern für seine Gedanken über die Wunder der Schöpfung und die unbedachten Schönheiten der Natur. Georg Spiegelfelds „bunte Steine" sind bedrohte Schöpfungen der Kultur. Die Kongruenz der beiden Protagonisten der Entbergung des in Natur, in Kunst und Kultur verborgenen Schönen liegt in der respektvollen Dingbeziehung entgegen einer – auch schon für Stifter erkennbaren – Tendenz zur Dominanz des Warencharakters der Dinge und deren Degradierung zu Gegenständen bloß praktischen oder ökonomischen Nutzens. Stifter legte seinem Denken und Tun die Bedächtigkeit des Nachsinnens nach einer (fiktiven) Idealität zugrunde – auch in seinem Handeln als Konservator. Georg Spiegelfelds Handeln indes leitet das spontane, tätige Eingreifen, der situativ gefasste Entschluss, das Moment der Überraschung, die Eruption der Plötzlichkeit. Zwei Wege unterschiedlichen Ursprungs, aber mit – zeitverschoben – einander tangierenden Zielen.

V. Gesellschaft

In Immanuel Kants ästhetischem Hauptwerk, der „Kritik der Urteilskraft" (1790), spielt die kontemplative Betrachtung des Schönen eine herausragende Rolle. Kant definiert diese für ihn höchste Art und Weise der Betrachtung als „interesseloses Wohlgefallen" und postuliert damit für das ästhetische Urteil die vollkommene Befreiung des Betrachters von seinen subjektiven Interessen. So wichtig diese Auffassung für die vorurteilsfreie, nicht rationalistische Auseinandersetzung mit Phänomenen der Form- und Gestaltästhetik auch geworden ist, sie vernachlässigt (bewusst) das Wirkpotential des Ästhetischen, nämlich, dass sich die Erfahrung des Schönen in der ethischen Formung des Menschen auswirkt und daher programmatischen Charakter in der Pädagogik der Gesellschaft haben sollte.

Es war Friedrich Schiller, der die Wirkung des Ästhetischen als moralische Instanz erkannte und thematisierte. Im Gegensatz zu Kant, dessen „interesseloses Wohlgefallen" sich letztlich der Gefahr eines „Alles ist schön"-Urteils begibt, sofern man nur seine Perspektive von persönlich geleiteten Interessen entschlackt, erkennt Schiller das Werk als Auslöser für den „Spieltrieb", der dem Menschen in den „ästhetischen Zustand" verhilft und sich durch den „schönen Schein" als frei und befreit erleben lernt. Die Pflege der Kunst sei daher oberstes Gebot auf dem Weg zur Kultivierung des Menschen.

6 Vgl. Eva Frodl-Kraft, Gefährdetes Erbe. Österreichs Denkmalschutz und Denkmalpflege 1918–1945 im Prisma der Zeitgeschichte, Wien 1997, Einleitung XXXV, unter Bezugnahme auf die „Instruktionen für die Landeskonservatoren" von 1917. Weiters: Max Dvořák, Katechismus der Denkmalpflege, Wien 1918.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

Friedrich Schiller konnte Georg Spiegelfeld zwar noch nicht als paradigmatische Figur seiner ästhetischen Theorie vorstellen, aber in vielem entspricht Georg Spiegelfeld in der Tat „schillernd" dem Schillerschen Konzept. Der vom Sinnlichen und der Erfahrung eines bisher verborgenen Schönen evozierte Spieltrieb beflügelte in Georg Spiegelfeld die Leidenschaft diese ästhetische Glückserfahrung durch Erwerb, Restaurierung und angemessene Nutzung auf relative Dauer zu stellen. Der Lohn dafür war und ist in der Regel nicht die Konvertierbarkeit eines beglückenden „ästhetischen Zustands" in schwarze Kontobilanzen, sondern – ganz im Schillerschen Sinn – der Zugewinn an Kultivierung im Ausgleich von Vernünftigem und Sinnlichem. Und das heißt, dass auch ein Maß an Verzicht zum Programm der Ästhetischen Erziehung gehört. Ganz praktisch und gegenständlich bedeutete dies auf Spiegelfeldschem Terrain den Verzicht auf Dachausbauten, den Verzicht auf Verwertungskubaturen, auf Verdichtung, unangemessene Parzellierung und Versiegelung, auf staatlich geförderte ästhetische und substanzielle Zerstörung, wie Wärmedämmung, Kunststofffenster etc. etc.; Verzicht aber auch auf die sinnliche Übergewichtung einer inszenierten Kulissenästhetik, auf den falschen Schein von Surrogat und Fantasy. Wenn der „sittigende" Einfluss im gerade auch im Gestaltreichtum des baukulturellen Erbes verborgenen Schönen liegt, welcher Umkehrschluss ergäbe sich daraus im Hinblick auf die zunehmende „Verhässlichung" von Welt und Umwelt? Ist die programmatische, eskalationsdynamische Ästhetisierung des Kontrasts, der Dekonstruktion und Maßstabslosigkeit, des Schocks, des Fraktalen, der Ballung und Zerstreuung etc. etc. nicht doch – wesentlich – auch Ausdruck einer tiefliegenden ethischen und moralischen Krise? Oder sind es – wie von den Propheten dieser Entwicklung verkündet – in der Tat die Heilsbotschaften einer (nun auch ästhetisch) „entfesselten" Welt? Ein heikles Thema, das zu ambivalenten Prognosen verleitet. Die Bemühungen um die Tradierung des Erbes sind jedenfalls von der Überzeugung getragen, „unverzichtbar" zur Kultivierung der Gesellschaft beizutragen, da das Gegenteil – wie die Gestaltanalyse der Umwelt augenscheinlich macht – in individuelle und willkürliche „Dominativität", in „Barbarei" und „Verrohung" umzuschlagen droht. Es ist dieses Credo, das böigen Wind auch unter die Flügel von Georg Spiegelfelds Bewahrungsleidenschaft bläst – ansonsten bliebe alles nur Verwaltung des Untergangs und Zeugenschaft des Verschwindens.

VI. Politik – Ökonomie

Bewahrung solcher Art, von ethisch fundierten Wertorientierungen getragen und von gesellschaftlichen Zielen gesteuert, ist seit jeher ein politisches Thema. Die jüngere Geschichte der Denkmalpflege ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

liefert dazu eine Reihe von Stichworten: Wiederentdeckung der mittelalterlichen nationalen Vergangenheit als Identitätsanker der sich emanzipierenden bürgerlichen Gesellschaft; Historisierung und schrittweise Institutionalisierung des Kulturerbes nach der Französischen Revolution; Denkmalkult und Nationaldenkmal im 19. Jahrhundert; Demokratisierung des Denkmalbegriffs in Etappen, über Alois Riegls Alterswert-Lehre um 1900 als Angebot an die Gesellschaft „aller" bis zur Erweiterung des Denkmalbegriffs und seiner kategorialen Auffächerung ab den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts.

Heute rührt die Politik vor allem durch Liberalisierungsimpulse dekonstruktiv an die Grundfeste der tradierten Bewahrungspraktiken. „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt"[7], Nietzsches prophetisches Nihilismusprädikat von 1885 hat in der Postmoderne auch die Denkmalpflege und das Kulturerbe, das Schöne und das Hässliche erfasst. Im Sfumato des Möglichkeitshorizonts und im Dämmerschein des Wahren steht die materielle Auflösung des Erbes und dessen Transfer ins immaterielle Reich eines „spirit" und „genius loci".

In den allgemeinen Etikettierungen dieser Vorgänge ist von Wertewandel und Paradigmenwechsel die Rede, in der Erbediskussion werden Strategien des Bewahrens einem „Management of Change" verordnet und der Präpotenz des Wandels wird willfährig mit „Tolerance for Change" begegnet. Trotz – oder vielmehr wegen – dieser „lythischen" Tendenzen wird eine Leitkultur beschworen, zu deren Ausstattung gerade jene Werte zählen, die heute erneut eminent gefährdet sind. Die Paradoxie der Leitkultur-Konflikte erklärt sich aus dem Faktum, dass es zu der primär kulturell imprägnierten Leitkultur mit ihren Prinzipien von Humanität, Freiheit, Toleranz etc. noch einen alles überspannenden leitkulturellen Umbrella gibt: die Ökonomie.

Georg Spiegelfelds Wirken fand zwar wohl im Schatten dieses Schirms, im Segment des Bewahrens aber vielfach auch am Rande seiner Bedeckung statt. Daher galt Spiegelfelds Bemühen vorrangig der Frage, wie das kulturelle Erbe, im Besonderen das Bauerbe unter die Krempe des ökonomischen Leit-Huts zu bringen ist. Das Ziel war alsbald in der Proklamation der baukulturell fokussierten „Wertpapierthese" definiert. Diese These postuliert, dass es gelingen müsste, das Bauerbe als immobile Antiquität innerhalb des Systems der Ökonomie derart zu positionieren und empor zu werten, dass Schutz und Erhaltungsaufwand nicht mehr als Belastung zu Buche schlagen. Dies wäre dann der Fall, wenn die ideelle Wertigkeit der Objekte (Kulturwert) angemessen in ökonomischen Wert (Geldwert) konvertiert werden könnte – ohne nachteilige substanzielle Verluste. Dazu freilich würde es eines Rahmens bedürfen, dessen Leisten staatliche

7 Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra IV – Der Schatten. In: Kritische Studienausgabe, herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari; 1988, dritte Aufl. C. H. Beck Nördlingen 1993, S. 340.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

Unterstützung, Banken, Versicherungen, Recht und Verwaltung bilden. Mit anderen Worten: eine Kulturerbe-Reformpolitik wäre notwendig. Georg Spiegelfeld hat dazu nicht nur eine Reihe fundierter Vorschläge gemacht und appellativ propagiert (Steuerreformen), sondern vor allem auch durch eigene Praxis (etwa durch sein Reparatur- und Ressourcen-Credo) Wege aufgezeigt, die dem vorausgeworfenen Ziel näher kommen.

VII. Verwandlungen

Im Fluss der Gedanken tauchte der Begriff einer Kulturerbe-Reformpolitik auf, emporgespült von den Wellen einer künftigen Ökonomie, in der das baukulturelle Erbe einen gepolsterten Platz einnehmen soll. Obwohl es sachbezogen über Jahrzehnte eine Vielzahl konstruktiver Vorschläge gibt, blieb all das bislang Schubladen-Materie. Warum?

Ein wesentlicher Grund liegt vermutlich darin, dass ein wirklich bewahrungsbedachter Umgang mit dem Kulturerbe tiefergreifende systemische Wirkungen bedingen und auslösen würde. Eine Kulturerbe-Reformpolitik würde – um zu präzisieren – nicht alleine an ihrem unmittelbaren Gegenstand wirksam werden, sondern würde in vielen Belangen einen Gegenentwurf zur geltenden Praxis bedeuten. Die dominanten Prinzipien von Flexibilität, Fluktuation und systemisch affirmativer Anpassung würden dann durch die aufgebesserten Gewichte der Beharrung und Tradition in Balance gehalten werden. Der Eskalationsdynamik von Beschleunigung und Steigerung würden Konzepte der Entschleunigung die Waage halten, die Motorik von Wandel und Veränderung würde durch die Gewährleistung der Kontinuität ein Regulativ erhalten und erst als Ertrag dieses Pakets würden Kulturwerte neu platziert werden. Erst dann könnte auch ein ästhetischer Wertetransfer ins gesellschaftliche Selbstverständnis stattfinden: vom Schein zum Sein, von Fake und Inszenierung zur Authentizität und Integrität, von der zweckgebundenen Instrumentalisierung zur pietätvollen Anerkennung und zur Toleranz des Seinlassens.

Ein derartiges Konzept schwimmt – in Anspielung auf die „Fluss der Gedanken"-Metapher – gegen den Strom und provoziert Barrieren, weckt Widerstand, schürt Aggressionen. Kulturerbe-Engagement nämlich wird aufgrund der skizzierten allgemeinen Wertverschiebungen im gesellschaftlichen Gefüge vielfach als Bedrohung empfunden. Die Abwehr erfolgt wirksam durch verbale Etikettierungsprojektile, allgemein desavouierend artikuliert als Modernisierungs- und Globalisierungsgegner, im Besonderen als Verhinderer, rückwärtsgewandte Utopisten, hoffnungslose Romantiker, aus der Zeit gefallene

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

Träumer, Macht des Faktischen-Leugner. Die laufenden Konfliktfälle belegen und illustrieren diesen Kulturkampf nur allzu deutlich.

Was hier beklemmend zum Ausdruck kommt, ist ein bemerkenswertes Phänomen, nämlich jenes der gesellschaftlichen Stigmatisierung. Gesellschaften sind durch bestimmte Ordnungsdimensionen charakterisiert, die das Handeln gewissermaßen als Normen leiten. Es ist dies die Normativität des „man": „das macht man so oder so" – oder „das macht man nicht" oder noch pointierter „das macht doch kein normaler Mensch". Die letzte Formel unterstreicht die Sollqualität, also den moralischen Imperativ, der in der Verknüpfung von Norm und Normalität enthalten ist. Norm ist was eben fraglos so ist und als angemessen und passend empfunden wird. Ein dieser Norm nicht entsprechendes Verhalten wird dagegen als abweichend, als nicht normal oder gar „abnormal" wahrgenommen. Unter dem Bann abweichenden Verhaltens wird Handeln dann als deplatziert, anachronistisch, unerwünscht beurteilt – Stigmata, die beim Betroffenen zum Gefühl des Ausgegrenzt-Seins, der Entbettung und Entfremdung führen. Vom kompakten Zentrum gesellschaftlicher Normalität her gesehen gehört im weiten Spektrum non-konformistischer Muster durchaus auch das Engagement für kulturelles Erbe zum abweichenden Verhalten, gilt als „exzentrisch", als Positionierung in Randlagen, wenn nicht im Abseits, als „utopischer Standort", der die realen Verhältnisse verkennt. Abweichendes Verhalten unterliegt beständig der gesellschaftlichen Kontrolle. In vorgeblich pluralistisch und liberalistisch verfassten Gesellschaften, in denen „Toleranz" einen besonderen sozialen Stellenwert einnimmt, werden Abweichungen je nach Gefährdungspotenzial mehr oder weniger geduldet oder als Absonderlichkeiten von „gated communities" kontrolliert. Die Kontrollmechanismen der suspekten Kulturerbe-Community gegenüber sind jedenfalls – wie üblich – ziemlich simpel: die Leinen kurz halten, gesteigerten Einfluss hintanhalten, den Möglichkeitshorizont beschränken, die Mittel begrenzen (totsparen).

Nun gibt es aber – paradox – in Prozessen der unter dem Druck von Kontrollen erfolgten sozialetikettierten Stigmata besondere Situationen des Umschlagens von einer *negativ* zugeschriebenen zu einer *positiv* besetzten Exzentrik. Und das meint den Umschlag von Stigma zu Charisma. Charisma nämlich setzt Stigma voraus. Aus dem sozial Verdächtigen und Andersartigen wird dann der Retter, der Hoffungsträger, ja der charismatische Held, die Spitze einer Bewegung. Und aus der Gruppe der „Zurückgebliebenen" wird dann die Avantgarde.

Neben dem charismatischen Helden – in unserem Fall dem Retter des Erbes – schlüpft bisweilen noch eine andere stigmatisierte Figur in die Aura des Charismatischen: der Narr. Der Narr ist ein Verwandter des Weisen, weil er die Narrenfreiheit, die Freiheit des Geistes hat, die Wahrheit zu sagen. Und ein Schelm

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.zobodat.at

ist der Narr allemal, weil der Ernst seiner Botschaften in der Heiterkeit des Spiels verschlüsselt liegt.

Nun wurde Georg Spiegelfeld, der ins architektonische Erbe Vernarrte, Heritage Hero und charismatische Held so vieler Bewahrungskämpfe, 60 Jahre alt. Wir, Gefolgschaft, Gesinnungsfreunde, Bewunderer und Gewährsleute verneigen uns.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines

Jahr/Year: 2017

Band/Volume: 162

Autor(en)/Author(s): Lipp Wilfried

Artikel/Article: Spiegelbilder 11-22